

## Verhaltensregeln bei Sterbenden

von *Friedrich Haarhaus*

Die in diesem Kapitel vorgeschlagenen Verhaltensregeln, erst recht das Beten am Sterbebett, haben schon manchen Sterbenden in ein gesundes, aktives Leben zurückgerufen. Verkrampfungen haben sich gelöst. Ein Heilungsprozeß wurde eingeleitet. Mit Rücksicht auf diese Erfahrungen sollte man eigentlich weniger von Sterbenden sprechen, vielmehr von solchen, die dem Tode nahe sind. Denn das sind wir als Sterbliche alle und jederzeit.

„Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?  
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.  
Ach, wie geschwinde und behende  
kann kommen meine Todesnot.  
Mein Gott, mein Gott,  
ich bitt durch Christi Blut:  
Mach's nur mit meinem Ende gut!“

Unser Verhalten am Bett eines Schwerkranken oder Schwerverletzten sollten also davon ausgehen, daß wir ebenso sterblich sind und unsere eigene Sterbestunde nicht wissen. Eine solche stille Voraussetzung schafft eine innere Verbundenheit, die leichter miteinander reden läßt. Wir stehen als Beistehende dem Sterbenden nicht als die glücklich Überlebenden gegenüber, sondern als die ebenso vom Tode Gezeichneten, die nur noch nicht das Datum ihrer letzten Stunde wissen. Wir erleben in der Gemeinschaft mit dem vor uns Liegenden ein gemeinsames Hinüberschreiten in den hellen Tag Gottes, zu dem wir noch lebend oder schon sterbend miteinander berufen sind.

Wie man Sterbende pflegt und ihnen beisteht, kann verschieden aussehen. Das richtet sich nach den Voraussetzungen am Ort. Aber daß es überall, beispielsweise in Indien wie in Deutschland, in gleicher Liebe und Hingabe geschieht, das liegt an den Menschen selbst. Liebe macht hier wie dort das Dahinscheiden erträglicher. Erträglicher als das ganze Aufgebot medizinischer Kunstgriffe. Alle schmerzstillenden und beruhigenden Mittel ersetzen nicht die Vertrautheit in der Pflege liebevoller Menschen in einer gewohnten Umgebung. Das gute Zureden beim Füttern mit einer soliden Hausmannskost kann besser ansetzen als die künstliche Ernährung am Tropf. Sterbende fürchten das Alleinsein. Sie suchen, solange sie können, die Gemeinschaft.

„So viel Liebe und Mühe ausgerechnet für Sterbende?“ fragt der Berechnende und überschlägt dabei die Kosten. Liebe belebt auch bei hoffnungslos Kranken die Kräfte und macht sie gelassener angesichts des Todes. Ist der Einsatz von Liebe darum vergeblich? – Mutter Theresa und ihre treuen Helfer in Indien lesen die vom Tod Gezeichneten von der Straße auf. Sie bringen sie in ihre Pflegehäuser und sorgen aufopfernd für sie. Warum?

Liebe sucht keinen Grund. Jeder hat ein Recht auf Leben, auf ein menschenwürdiges Leben, bis er für immer die Augen schließt. Auch der „Pflegefall“ bleibt ein Ebenbild Gottes. Kein Mensch sollte verenden, sondern jeder sollte sein Leben zu einem vollen und reifen Ende bei Gott bringen. Das gehört zur Würde des Menschen. Gottes Wege mit uns enden nicht durch Sterben und Tod. Als Christen werden wir zu „Miterben Christi, ... auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden“ (Römerbrief 8,17). Darum wollen wir Mutter Theresa und den Opferwilligen in aller Welt danken, daß sie uns nicht nur zu einem menschenwürdigen Sterben verhelfen. Sie richten an der Grenze vom Glauben zum Schauen noch einmal Zeichen der vergebenden Liebe Gottes auf. Zeichen, die uns Mut machen, den zu erkennen und ihm zu danken, der uns das ewige Leben geben will (Römerbrief 6,23).

Der Dienst an Sterbenden sieht nicht nur von Ort zu Ort verschieden aus. Er geschah früher auch in Deutschland unter ungünstigeren äußeren Voraussetzungen als heutzutage. In mancher

Beziehung starb es sich trotzdem leichter. Die Stationsschwester sorgte wie eine Mutter Tag und Nacht, während heute eine Fachkraft die andere ablöst. Auch das Badezimmer war nicht immer der schlechteste Ort für einen Schwerkranken. In vielen Häusern war es der einzige Raum, in welchem ein Sterbender ungestört liegen und jederzeit besucht werden konnte.

Könnte heute jeder noch im Kreise seiner Familie in vertrauter Umgebung seine letzten Tage und Stunden verleben, das wäre ideal! Da aber die Generationen kaum noch zusammenleben, muß ein Ausweg gesucht werden. – In den Krankenhäusern und Pflegeheimen wird man, soweit möglich, ein freundliches, wohnliches Zimmer anbieten. Gute und fürsorgliche Pflege sowie eine einführende medizinische Behandlung sind die Grundvoraussetzung. Darauf erst kann sich eine weitergehende seelsorgerliche Sterbendenhilfe aufbauen. Ärzte, Schwestern, Pfleger und Bettnachbarn können ebenso Vertraute und dadurch Wegbegleiter werden wie die eigenen Angehörigen. Sterben ist für die Betroffenen weniger ein medizinisch erklärbarer funktioneller Ablauf, sondern ein Mysterium, das den ganzen Menschen angeht. Eine sachgemäße, aber gefühlsmäßig neutrale Pflege wäre unzureichend. Besonders Sterbende verdienen eine persönliche Zuwendung. Das Bett des Patienten sollte von allen Seiten zugänglich sein. Neben dem Bett ein Krankentisch oder Nachttisch, Blumen, vielleicht eine Kerze, ein Bild Nahestehender, dazu persönliche Dinge in greifbarer Nähe. Was um einen Kranken herum zu sehen ist, das spricht mit ihm in der Stille. Darum ist es auch nicht gleichgültig, welche Bilder im Blickfeld des Patienten hängen. Sie sollten Ruhe und Geborgenheit ausstrahlen und Trost spenden. Zu denken wäre beispielsweise an Barlachs „Die Begegnung“ oder an ein Bild „Jesus und die Emmausjünger“ etwa von Rembrandt, an einen Ausschnitt „Jesus und Johannes“ aus einem Abendmahlsbild. Soweit es an uns liegt, dürfte es auch nicht an einem Kreuz im Raum fehlen.

Oft beeinflussen Kleinigkeiten die Begegnung von Besuchern mit dem Sterbenden. Darum sollte der Kranke möglichst neu gebettet und erfrischt sein, die Ordnung im Zimmer noch einmal überprüft werden, bevor Besucher das Zimmer betreten. – Wie ist das mit benutztem Geschirr, Frischluft, Blumen, Deckchen, Haare, Schweiß, Lippen, Schleim? Die Besucher sollten sich im Schein des Lichtes von vorne dem Liegenden nähern. Ohne Hektik und ohne Lärm! Sie sollten abwartend nähertreten. Nicht nach Rauch oder Alkohol riechen! Schwerkranke können überempfindlich sein! Viele, beispielsweise Schlaganfallkranke, haben oft ein geschärftes Gehör und Gespür, auch wenn sie sich nicht im Geringsten mitteilen können. Normal laut, langsam, deutlich in kurzen, einfachen Sätzen sprechen! Niemals über den Kranken wie über einen Nichtanwesenden reden! Ihn immer in das Gespräch mit hineinnehmen! Freundlich, liebevoll! Weinen und Wehklagen schadet dem Sterbenden in seiner Hilflosigkeit mehr, als es ihm nützt. Unpassend ist, so zu tun, als wäre alles nicht so schlimm.

*Friedrich Haarhaus, ... und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar. Ein ökumenisches Gebetbuch für alle, die sich und anderen auf dem Weg zum ewigen Leben zurechthelfen wollen, Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses 1980, S. 23-26.*